

Zwei statt Drei

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wintersport in Gstaad.

Der Schnee.

Dicht und weich, wie ein schükender Pelz,
 Blütenweiß, im schimmernden Schmelz
 Liegt der Schnee auf Selder und Sturen,
 Deckt der Wege zerfahrene Spuren,
 Breitet den lichten Hermelin
 Ueber Bäume und Sträucher hin,
 Liegt wie ein Teppich auf Stufen und Dach . . .
 Der Morgen reibt sich die Augen wach,
 Staunt, daß nach dem Sonnentag
 Tief verschnitten Wald, Flur und Hag,
 Daß ungebeten, in Bausch und Bogen,
 Einfach der Winter eingezogen.
 Lachend stapft nun Groß und Klein
 Durch den knisterschnee wegein.
 Die Kinder zerren die Schlitten heraus,
 Ein Jaudzen tönt um Hof und Haus.
 Die Glikertage, die klaren und kalten,
 Halten gesund die Großen und Alten,
 Und so hat sich denn alle Welt
 Auf Schnee und Winter eingestellt.
 Doch der Gestrenge freut sich nicht lang.
 Ein warmer Windstoß pufet vom Hang,
 Und nach und nach aus der Wolkenmauer
 Sickert und tropft ein Regenschauer,
 Und als nach einer lauen Nacht
 Ein allzu roßiger Morgen erwacht,

Da liegt zerfreßen der schneeige Pelz,
 Zerbohrt und zersiebt der schimmernde Schmelz.
 Krank ist der Schnee, sein Teppich zernagt.
 Der Söhn am Gezelt seine Pferde jagt,
 Die stürmen daher über Seld und Haus,
 Der Winter verkriecht sich, sein Traum ist aus . . .
 In der Stadt, auf Plätzen, Straßen und Gassen
 Hat er eine Brühe zurückgelassen,
 Die wie erstorbene Lebenskraft
 Wird weggeschaufelt und weggeschafft.
 Nur draußen noch, auf Wiesen und Wegen
 Liegt kärglicher Rest von dem flaumigen Segen,
 Weiß, braun und grün, so weit der Blick,
 Wie ein verworrenes Mojaik.
 Des Winters erster Schabernack
 Ist nicht nach aller Leute Geschmack.
 Ob bald wieder Schnee vom Himmel fällt?
 Ob er das nächste Mal länger hält?
 Wer kann das raten, wer kann es wissen?
 Die Welt hat so vieles in Seken gerissen,
 Es geht ihr wie den Winterlaunen . . .
 Also braucht niemand darob zu staunen. E. Oser.

Zwei statt Drei.

Mussolini ist nicht nach Paris gekommen, hat Bonar Law und Poincaré allein über die deutsche Frage sprechen lassen, steht aber als der beobachtende Dritte in Rom, um bei jeder Wendung, die dem faschistischen Italien nicht gefallen könnte, den Drohfinger aufzuheben und die Wünsche der nazione latina bekannt zu geben. Mit größter Wahrscheinlichkeit steht das römische Ministerium mit dem Londoner Kabinett in Kontakt und hat sich auf eine bestimmte Abmachung hin ferngehalten. Gewissermaßen als Reserve Englands, das seinerseits die Offensive führt, eine Offensive übrigens, die wider alle Hoffnungen der Franzosen losgebrochen ist und ihre substantiellen Ziele weiter gesteckt hat als sie jemals Lloyd George stecken durfte. Bonar Law will den Deutschen insgesamt 50 Milliarden Goldmark aufbürden, dafür freilich den Franzosen einen Teil ihrer Schuld an England erlassen. Ist es Rücksicht auf Italien, daß in einem Schlusssatz den Franzosen geraten wird, sich gegen die Schuldner im übrigen Europa ebenso generös zu erweisen und seine Titel ebenfalls zu zerreißen? Damit die Pariser Regierung gegenüber der reaktionären Rechten einen leichtern Standpunkt habe, wird versprochen, das neue Finanzprogramm solle die Versicherung sein für den guten Willen der Deutschen. Zudem man ihnen nichts Unmögliches mehr zumute, werde ihnen auch der Rechtsvorwand für weitere Sabotage genommen. Das scheint ehrlich gedacht, aber den Annerkennungisten um Foch und die „Action française“ wird diese Ehrlichkeit um nichts lieber sein als die Freundlichkeit Lloyd Georges, der den Herren Briand und Poincaré jeweils viel versprach und immer noch einen Hinterbaken fand, um für England allershand herauszuholen.

Daß man in Paris den englischen Angriff erwartete, geht aus dem Manöver der Reparationskommission hervor. Mit drei gegen die englische Stimme beschloß man, ein deutsches „Verfehlen“ in der Holzlieferungsache festzustellen. Englands Presse protestierte, nannte den Beschluß vom Zaun gerissen, warf Poincaré vor, mit Absicht auf den 2. Januar hin die Situation trüben und nach Sanktionen schreien zu wollen, und billigte im übrigen den Willen der englischen Regierung, nicht solcher Kleinigkeiten wegen die Genbarmerie nach Deutschland zu schicken. In Frankreich merkte man, daß der Regierungschef zu weit gegangen sei, Poincaré selber

inspirierte den „Temps“, die Frage aufzuwerfen, ob denn das „einfache Verfehlen“ nicht vom „absichtlichen“, Sanktionen rufenden zu unterscheiden sei. Aber einen Tag später war man im Elysée wieder entschlossen, den einmal ergriffenen Strick nicht aus der Hand zu geben. Eine Kommission von Interpreten bestimmte, zwischen beiden Begriffen bestehe kein Unterschied, Frankreich sei zu Sanktionen berechtigt.

Unterdessen hatte Mussolini schon seine Absage hingeschickt, das eigentliche Gefecht konnte beginnen. Noch ist nicht das geringste entschieden. Noch weiß man nicht einmal, ob der deutsche Vorschlag, den Paris mit Ungeduld und Mißtrauen erwartete, den Engländern seit langem insgeheim bekannt war und Bonar Law's Programm mitbestimmte, oder ob die Berliner Regierung wie bisher Wirth und vor Wirth die sozialistisch geleiteten Kabinette wieder zu spät gekommen war und den Moment der richtigen Wirkung verpaßt hatte. Der Hauptinhalt der deutschen Vorschläge konzentriert sich immer mehr auf die Frage der internationalen Anleihe; das Moratorium, welches bisher immer verlangt und jedesmal nur in beschränktem Maße zugestimmt wurde, wird geradezu als Selbstverständlichkeit behandelt. Man spürt deutlich den Willen, sich von den französischen Griffen zu lösen, indem dem hungrigen Pariserbudget eine Abschlagszahlung aus internationalen Mitteln zugeschoben wird. Deutschland konnte bisher keine solche Anleihe auflegen, weil das Weltkapital sich am Versaillervertrag stieß. Nun soll England nach Mussolinis Rezept „Untheilbarkeit der Reparationen und interallierten Schulden“ den schlimmsten Hafen des Versaillerpaktes, den finanziellen, beseitigen, indem endlich eine bestimmte Summe genannt wird. Ueberdies hat sich die Industrie herbeigelassen, eine „Privatgarantie“ für die Anleihe zu versprechen.

So weit vorgeschritten war die Lösung des Reparationsproblems bisher niemals, und man muß sich umso glücklicher preisen, weil die konkreten Lösungsvorschläge von einer englischen Regierung stammen, welche ihrer Natur nach den Willen der Nichtintervention kundgegeben und sich scheinbar vorgenommen hatte, mit Frankreich unter keinen Umständen zu brechen. Der Wille, gemeinsam mit Paris zu handeln, mag sehr stark sein, aber die Einsicht, welche realen Voraussetzungen diese Gemeinsamkeit des Handelns habe, ist wider alles Erwarten noch stärker; man kann nichts sehnlicher erwarten als die Bereitschaft Frankreichs, sich dieser Einsicht anzuschließen. Die Aktivität Mussolinis hat den Engländern dabei einen guten Dienst erwiesen, schon bei Festsetzung der „Untheilbarkeit beider Fragen“, nun auch bei seinem passiven Schweigen, das in Paris und London verstanden wird. Ob er sich aber als der wirklich gute Ratgeber erweist, wird man sehen, wenn die beiden Standpunkte aufeinanderplagen, der französische Standpunkt der Pfänder und der Realgarantien, der notwendigen Sanktionen und militärischen Aktionen und der englische, welcher in erster Linie für die finanzielle Grundlage des Friedens und der Weiterentwicklung sorgen will.

Man darf sich freilich nicht verhehlen, daß auch das gegenwärtige englische Programm viel zu wenig weit geht, und daß die deutsche Volksverarmung zu weit fortgeschritten ist, um auch die 50 Milliarden extragen zu können. Alle die riesigen Gewinne der Industrie liegen außerhalb des Landes, im Lande selbst ist nur so viel Kapital investiert, als der Lohn- (Ernährungs-) und Preislage des innern deutschen Marktes entspricht. Wollte Deutschland auf die Höhe der Weltmarktpreise gehen, auf die Höhe des Weltkonsums, wollte es also ein vollwertiger Abnehmer werden, auch ein vollwertiger Schuldenzahler sein, so bedingte dies sofortige Erhöhung aller investierten Kapitalien um mindestens hundert Prozent, und auf der ganzen Linie Lohnsteigerungen um ungeheure Summen, gleichzeitig müßte das arme Land von Waren überschwemmt werden, damit nicht die Inflationen und Lohnerhöhungen einer einfachen Inflation mit Noten gleichkämen. Das deutsche Volk ist mindestens noch dreimal ärmer als seine Inflation anzeigt; seine Armut zeigt sich im

Tiefstand der Preise verglichen mit der Markvaluta. Soll dieses Land heute noch 50 Milliarden tragen, wo es aus seiner Armut heraus immer neue Schulden macht, um nur die notwendigen Rohstoffe zu besorgen? Der englische Plan, verglichen mit den früheren Bestimmungen ist ein vernünftiges Dokument, verglichen aber mit den Möglichkeiten der deutschen Wirtschaft ist er ein Unding.

Es könnte aber ein noch schlimmeres Unding werden, wenn ihn die englische Regierung bloß zu einem Schacher im Zusammenhang mit Lausanne benutzen wollte. Die Frage von Mossul ist noch nicht entschieden; die Türken und Kurden daselbst versuchen Aufstände, man hat die Argumente des türkischen Delegierten vernommen, welcher dartut, das Vilajet sei nach dem Waffenstillstand widerrechtlich besetzt worden, die Bevölkerung sei kurdisch und nicht arabisch, die geographische Lage rechtfertige seine Zugehörigkeit zum Reich Irak nicht, man hat darauf den englischen Delegierten angehört, hat gemerkt, wie er mit ungefähr denselben Gründen für die Zugehörigkeit Mossuls zu Mesopotamien spricht und nur einige Grenzbereinigungen zugestehen will. Wie, wenn nun die beiden Premiers sich in Paris durchaus gemüthlich über Mossul unterhielten und die beiden Dinge verglichen: Rhein und Tigris! Wenn sie am Ende fänden, die schwarzen Truppen dürften ganz gut über den Rhein marschieren und die staatlichen Gruben und Wälder beschlagnahmen, die welsche Agitation im Rheinland könne ruhig verstärkt werden, dafür aber könnten sich die indischen Spahis und die Bataillone der arabischen Kamelreiter am Tigris aufhalten und Mossul und die Ruinen von Ninive für den König Faissal hüten!

So einfach wird das Markten nicht ablaufen, es werden kleinere und subtilere Handel abgemacht, zweifellos. Aber irgend ein Zugeständnis Englands am Rhein ist schlimmer als ein französisches Zurückweichen größten Stils im Orient, und man weiß überall, wie sehr die Zukunft von der Festigkeit auch der neuen englischen Politik abhängt. -kh-

Der herbste Schmerz.

Der herbste Schmerz kennt keine Tränen,
Den trägt man still mit sich herum.
Er kennt kein Lieben und kein Sehnen,
Auf lautes Fragen bleibt er stumm.

In deines Herzens tiefster Tiefe
Gräbt lautlos er sich selbst sein Grab,
Doch wähne nie, daß er dort schliefte,
Er kehrt sich nur den Menschen ab.

Ganz still will er die Kraft erproben,
Die ihm das Schicksal zugeteilt,
Und hat dich erst sein Netz umwoben,
Hat dich sein Bann auch schon ereilt.

Dann wütht er tief dir in der Seele,
Dein blutend Herz umkrallt er wild,
Daß dir aus angsterfüllter Kehle
Voll tiefsten Weh's ein Stöhnen quillt.

Du kannst ihm trogen, mit ihm ringen,
Besiegen aber wirfst ihn nie;
Er wird dich unsichtbar umschlingen
Und zwingt dich betend auf die Knie.

Ein Schmerz, der mild läßt Tränen rinnen
Noch ist er nicht so kummersthyer.
Beim herbsten Schmerz in unserm Innern,
Da bleibt das Auge tränenleer.

Marie Jenny-Wyß.